The background of the page is a complex, abstract composition of layered, torn paper-like shapes in various shades of gray and black. The shapes are irregular and overlapping, creating a sense of depth and texture. The overall effect is reminiscent of a collage or a piece of art made from discarded fragments.

Joachim Schmiedl

„Bei deinem Namen habe ich dich gerufen...“

Geschichtliche Entwicklungen

Individuum und Persönlichkeit in historischer Perspektive

Ein Vergleich von Plastiken römischer Kaiser aus der Zeit kurz nach Christi Geburt mit Bild Darstellungen des Mittelalters läßt Überraschendes zutage treten. Die römischen Kaiser werden als unverwechselbare Persönlichkeiten dargestellt. An ihnen lassen sich Kennzeichen finden, die diesen Kaiser mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit von seinem Vorgänger bzw. Nachfolger abheben. Gesichtszüge werden fotografisch genau wiedergegeben. Ja, die Detailtreue ist so weit vorange- trieben, daß sogar für den Dargestellten unvorteilhafte Eigen- schaften, wie zum Beispiel beginnende Haarlosigkeit, dem Be- trachter und der Nachwelt weitervermittelt werden. Die Künst- ler hatten die offenkundige Absicht, Individuen darzustellen.

Anders im Mittelalter. Personendarstellungen sind nun nicht mehr individualisiert, sondern typisiert. Entscheidend für die Identifikation einer Person sind nicht unverwechselbare Details in Gesicht und Körperhaltung. Die Unterschiede ergeben sich aus dem sozialen Rang einer Person und ihrer Aufgabe bzw. Funktion für das Gemeinwesen. Aaron Gurjewitsch berichtet von sechzig Abbildungen der Nonnen des Klosters Hohenburg aus dem 12. Jahrhundert, die durch ihre nahezu vollständige Identität auffallen. Körperhaltung, Kleidung, ja sogar die Ge- sichter sind einander zum Verwechseln ähnlich. Lediglich die beigefügten Namen lassen erkennen, daß es sich um un- terschiedliche Personen handelt. Auch die Äbtissin fügt sich in dieses Schema ein, mit der Ausnahme, daß sie nicht nur als Halb-, sondern als Ganzkörperfigur abgebildet ist und zusätz- lich eine Schriftrolle trägt¹.

Diese Beispiele aus der Kunstgeschichte zeigen geschichtliche Veränderungen auf, die sich nicht nur einmal, sondern mehrmals wiederholt haben. Seit Jahrtausenden kennen wir in unseren Kulturen den Wechsel zwischen einer stärker individualisierten Betrachtung der menschlichen Person und einer akzentuiert typologischen Einordnung in die Gemeinschaft. Während die griechisch-römische Antike dem Individuum den Vorrang einräumte, kam es im Mittelalter zunächst zu einer stärker kommunitären Betrachtungsweise des Menschen. Spätmittelalter und Renaissance entdeckten das Bewußtsein des Menschen von sich selbst wieder. Daß der Mensch mehr auf die Gemeinschaft bezogen und von ihr her zu normieren sei, war die – wiederum nur akzentuiert zu betrachtende – Botschaft der konfessionellen Erneuerungsbewegungen der frühen Neuzeit, die jedoch bis in unser Jahrhundert hinein auch gesamtgesellschaftlich relevant blieben. Die Entdeckung der menschlichen Tiefenseele durch die Psychologie und Strömungen des Non-Konformismus (Jugendbewegung, 68er-Generation usw.) ließen in den vergangenen Jahrzehnten das Ich wieder stärker in den Vordergrund treten. Ob damit jedoch das letzte Wort bereits gesprochen ist und wir auf Dauer in einer sich immer stärker individualisierenden und damit egozentrischeren Welt leben werden, kann angesichts der vorausgegangenen historischen Pendelbewegungen durchaus bezweifelt werden.

Im Folgenden soll dieses Selbst-Bewußtsein des Menschen, das signifikant für unsere gegenwärtige Zeit ist, an einigen historischen Beispielen untersucht werden.

Die biblische Grundlage

Als König Herodes von der Suche der Sterndeuter nach dem neugeborenen Messias hörte, "erschrak er und mit ihm ganz Jerusalem" (Mt 2,3). Der König war der Repräsentant des Volkes. In ihm war jedes einzelne Mitglied dieses Volkes dargestellt. Seine Gefühle, Empfindungen und Reaktionen waren nicht nur seine eigenen, sondern auch die des ganzen Volkes. Der Einzelne war vollständig in diesen Zusammenhang eingebunden. Wenn der König sich gegen Gott verfehlt hatte, mußte das ganze Volk dafür büßen². Wenn der König umkehrte, kehrten in einem eigenartigen Automatismus auch alle seine Untertanen mit um – die Tiere eingeschlossen (Jon 3, 1-10). Dieses archaische Grundmodell des Tun-Ergehen-Zusammenhangs auf gemeinschaftlicher Ebene zog sich durch die ganze Geschichte des Volkes Israel hindurch. Der einzelne war eingeordnet in eine größere Gemeinschaft. Diese gab ihm die Lebensregeln vor und übernahm gleichzeitig die Sorge für ihn. Es war das Modell, das aus der nomadischen Lebensweise erwachsen war. Um in der Wüste überleben zu können, mußte sich jeder an bestimmte, in einem anderen Kontext als kleinlich erscheinende Normen halten. Wer das nicht tat, mußte um des Überlebens der Gesamtheit willen aus dieser Gemeinschaft ausscheiden. Viele Vorschriften des mosaischen Gesetzes haben ihren Ursprung in dieser Vorordnung der Gemeinschaft vor dem einzelnen.

In dem Moment, in dem das Volk Israel eine größere Lebenssicherheit gefunden hatte, konnte und mußte die Bedeutung des einzelnen, seines Tuns und seiner Entscheidung zunehmen. Wenn nicht mehr die ganze Kraft auf das Überleben kon-

zentriert zu werden brauchte, war der einzelne in seiner Lebensführung, seiner Sittlichkeit und Moralität stärker gefordert. Die prophetische und weisheitliche Literatur des Alten Testaments nehmen darauf Bezug. Bereits die Berufungserzählungen der Propheten erweisen sich als je persönlicher Ruf Gottes an einen konkreten Menschen. Mit ihren Fähigkeiten, aber auch mit ihren Schwächen, mit ihrer Bereitschaft und ihrem Zaudern werden sie als individuelle Persönlichkeiten geschildert: Jesaja ist nach dem Reinigungsritus bereit, für Gott zu gehen (Jes 6, 5-8). Jeremia fühlt sich zu jung, um als Prophet Gottes aufzutreten. Aber die ihm geltende persönliche Berufung Gottes gibt ihm den Mut zum Jawort (Jer 1,4-10). Sogar die krummen Lebenswege Hoseas werden als individuelles Schicksal ernstgenommen und zu Sinnbildern für das Geschichtshandeln Gottes, der auf menschliches Versagen mit unverbrüchlicher Treue antwortet.

Die Gebets- und Weisheitsliteratur verstärkt diese individuelle Linie des Alten Testaments noch. Gepriesen werden nicht nur die Großtaten Gottes am Gesamtvolk (Ps 136), sondern auch das kenntnisreiche Handeln Gottes am Beter, der sich seiner Individualität bewußt ist:

“Herr, du hast *mich* erforscht und du kennst *mich*. Ob *ich* sitze oder stehe, du weißt von *mir*. Von fern erkennst du *meine* Gedanken. ... Denn du hast *mein Inneres* geschaffen, *mich* gewoben im Schoß *meiner* Mutter. *Ich* danke dir, daß du *mich* so wunderbar gestaltet hast.” (Ps 139, 1-2. 13-14)

Die persönlich geformten Gebete der Psalmen finden ihre prosaische Ergänzung in der Weisheitsliteratur, in der individuell gemachte Lebenserfahrungen in Form von Sprüchen weitergegeben werden. So kommt es in der Spätzeit der Niederschrift des Alten Testaments über die theologische Betrachtung der Marksteine der israelitischen Geschichte zu persönlichen Reflexionen über den Sinn des Daseins und die eigene Lebensgeschichte. Individuell, wenn auch unter dem Pseudonym Salomos, wird dies im Buch Kohelet ausgeführt. Diese Schrift lebt von der häufigen Wiederholung des Wortes "Ich": "Ich hatte mir vorgenommen..." – "Ich beobachtete..." – "Ich trieb meine Forschung an mir selbst..." – "Ich dachte nach, indem ich beobachtete..." Kohelet war ein Gelehrter, dessen Forschungsgegenstand das Leben war. Empirisches Feststellen und Deuten seelischer Vorgänge machen Kohelet zum Typus eines modernen, sich seiner Individualität bewußten und diese einsetzenden Menschen.

Noch deutlicher wird der Vorrang der Individualität vor der Gemeinschaft im Handeln und in der Botschaft Jesu von Nazaret. Wohl gilt wie bei den alttestamentlichen Propheten der Ruf zur Umkehr (Mk 1,15) allen Menschen, es werden jedoch unterschiedliche Reaktionen darauf berichtet. Die Differenzierung geht dabei von begeisterter Aufnahme der Botschaft und kompromißloser, lebensverändernder Nachfolge über Indifferenz und Mitläufertum bis zu heftiger Gegnerschaft. Das unterscheidende Charakteristikum der jesuanischen Verkündigung gegenüber dem in den meisten Religionen geforderten Handlungsmuster ist dabei die Frage nach der inneren Gesinnung. Es kommt bei Jesus nicht in erster Linie darauf an, etwas zu tun, ein Opfer zu bringen oder sich selbst große "Abtötungen"

beizufügen. Entscheidend ist der persönliche Glaube, dessen Bekenntnis Voraussetzung dafür ist, daß sich eine Krankheit bessert oder sonst ein Wunder geschieht. Jesus fragt auch seine Jünger nicht nur nach der Meinung der "Leute" über ihn, sondern nach ihrer persönlichen Ansicht. Der eigene Selbststand, das Bewußtsein der eigenen unverwechselbaren Individualität, die Fähigkeit, Gott und den Nächsten aus einer gesunden Selbstliebe heraus zu lieben – dieser Teil der Botschaft Jesu macht das Christentum von Anfang an zu einem Unikum unter den Religionen. In Jesus, seinem Tod und seiner Auferstehung, sind endgültig alle Opfer geleistet. Und wenn der Mensch auch weiterhin aus einem religiösen Bedürfnis heraus "opfert" und sich "verleugnet", so tut er das mit einem ganz neuen Selbstbewußtsein, das in der durch die Taufe vermittelten Gotteskindschaft gegründet ist. Der Mensch als Gottes Tempel, als sein Heiligtum, hat eine unverwechselbare Persönlichkeit und eine darin gründende einmalig große Würde. Auf diese Weise wurde das Christentum in der Verkündigung Jesu zu einer individualisierten und individualisierenden Religion.

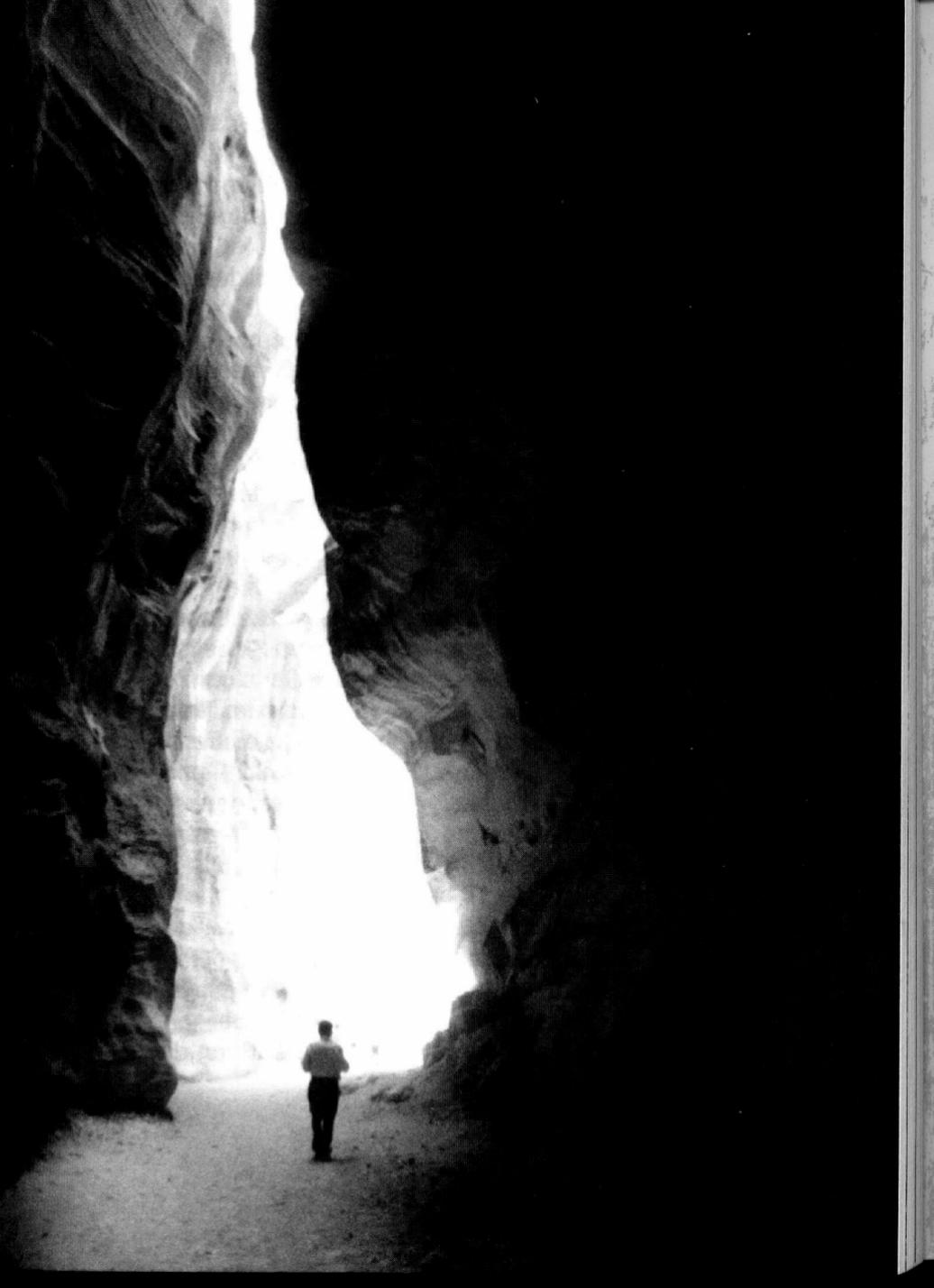
Dieser Bezug auf die Persönlichkeit spielt besonders bei den Sakramenten eine unverzichtbare Rolle. Denn wenn auch die Verflochtenheit des Christentums in gesellschaftliche Systeme, deren Signatur mit den Worten Autokratie, Monarchie, Diktatur oder Aristokratie beschrieben werden kann, zu manchen Zeiten erschreckend groß war, so wurde doch immer an der persönlichen Glaubensentscheidung festgehalten. Die persönliche Entscheidung zur Taufe, wenn auch meistens vermittelt durch Eltern oder Paten, wurde nie aufgegeben. Das freie Ja-Wort der Partner bei der Eheschließung war bei aller Einordnung in eine Familienraison letztlich doch die entscheidende

de Voraussetzung für das Zustandekommen einer gültigen Ehe. Für den Empfang der Priesterweihe blieb immer die freie Entscheidung unabdingbar. Einen enormen Beitrag zur Individualisierung des christlichen Lebens leistete das persönliche Bekenntnis in der Beichte, das dieses Sakrament ganz mit der je eigenen Lebensgeschichte verbinden half.

Die Heiligen als selbst-bewußte Menschen

Beispiele für ein zunehmendes Selbst-Bewußtsein finden sich bei den Heiligen. Man muß jedoch oft erst durch eine dicke Wand durchstoßen, um dieser Individualität inne zu werden. Die bis heute nachwirkende Einteilung in Apostel, Märtyrer, Bekenner, Jungfrauen usw. preßte die Heiligen in ein Prokrustesbett und nahm ihnen weitgehend die Persönlichkeit. Die mittelalterlichen Heiligenviten sind Beispiele dafür, wie menschliches Leben "typisch" dargestellt wurde:

"Nicht eine Biographie mit der Genese der Persönlichkeit wird geboten, sondern die Konzentration auf die verdienstlichen Leistungen vor Gott und auf dessen gnadenhafte Begabungen, also eine Strukturierung nach dem Schema des Gottesmenschen. Tunlichst erfolgt dabei eine Berufung auf die Bibel; man hat es eine 'biblische Orchestrierung' genannt: Schon vor seiner Geburt steht der Heilige unter der Erwählung Gottes und ist vom Mutterschoß an geheiligt (Jer 1,5); alle seine Entscheidungen fällt er von Bibelworten her: wie Abraham hat er Heimat, Haus und Verwandtschaft verlassen (Gen 12,1), desgleichen Vater und Mutter, auch Häuser und Äcker



(Mt 19,29), überhaupt allen Besitz, wie Jesus es für die Vollkommenheit gefordert hatte (Mt 19,21). Am Ende hat jeder Heilige den guten Kampf gekämpft und den Lauf vollendet (2 Tim 4,7); er ist eine 'aktualisierte Bibel'.³

So erschienen vor allem die mittelalterlichen Heiligen als Wundertäter, die erfüllt von Gottesliebe und heiliger Tugend waren. Armut und Enthaltbarkeit zeichneten sie aus. Aszetische Höchstleistungen und möglichst dauerndes Gebet oder geistliche Beschäftigungen gehörten zu diesem Heiligenbild mit dazu. Daß Wunder nicht fehlen durften, kann geradezu als selbstverständlich gelten. Ihre Bedeutung nahm im Laufe der Zeit nicht ab, sondern erfuhr durch den hohen Stellenwert in den Kanonisationsprozessen ab dem 11. Jahrhundert noch eine zusätzliche Verstärkung.

Doch bei einzelnen Heiligen lassen sich die Konturen etwas deutlicher erkennen. Herausragend in diesem Sinne ist Augustinus (354-430). In seiner Person "war das Christentum einen großen Schritt auf dem Wege der Aneignung des 'Innenraumes' des Individuums und bei der Vertiefung des Persönlichkeitsbegriffs vorangekommen"⁴. Er sah sich nicht einem unpersönlichen Schicksal ("fatum") ausgesetzt, sondern sah sich in persönlicher Verantwortung vor Gott, dem er seinen Lebensweg in den "Confessiones" anvertraute:

"Der Mittelpunkt der Welt ist das Ego, das vor dem Angesicht des Schöpfers steht. Augustinus empfand und durchlebte seinen Lebensweg, der ihn von den sündenbehafteten Irrungen der Jugend zur Entdeckung des wahren Gottes geführt hatte, als eine äußerst dramati-

sche Angelegenheit. Selbsterkenntnis bedeutet Erkenntnis Gottes, sie ist der Weg zu Ihm.”⁵

Augustinus stand am Ende der Antike. Sein Gespür für die eigene Persönlichkeit blieb infolgedessen singular. Seinen Reflexionsgrad erreichen weder die antiken oder frühmittelalterlichen Vorbilder und Nachahmer Cyprian von Karthago, Hilarius von Poitiers und Patrick, noch die hoch- und spätmittelalterlichen Autoren Guibert von Nogent, Abaelard und Petrarca. Letztere führen die “Autobiographie” als literarische Gattung ein. Hintergrund dieser Schilderung des eigenen Lebens ist das seit dem Vierten Laterankonzil von 1215 für jeden Christen einmal im Jahr verpflichtende Instrument der Beichte.

“Diese regelmäßige individuelle und geheime Beichte aber hatte zur Voraussetzung, daß sich jeder Gläubige einer Selbstanalyse unterzog und sein Verhalten als Sünder und Gerechter zugleich überprüfte. Allerdings war die tatsächliche Handhabung dieser Verpflichtung sehr oft meilenweit von einem echten Eindringen in das Bewußtsein des Gläubigen entfernt, so daß es zu einer Profanierung von Beicht- und Bußsakrament kam, zum einen, weil die Gläubigen in ihrer Masse eine solche Selbstanalyse weder vornehmen konnten noch wollten, und zum anderen, weil auch viele Beichtiger ihnen dabei nicht helfen konnten; das Ergebnis war, daß die Beichte zu einem bloßen äußerlichen Brauch verkam. Doch immerhin war das Prinzip eingeführt, und es markiert mit seiner Durchsetzung einen wichtigen Abschnitt auf dem Entwicklungsweg der Religiosität des Christen.”⁶

Doch auch in den schriftlich fixierten Lebensbeichten überwo- gen die Stereotype. Rückhaltlose Ehrlichkeit sich selbst ge- genüber war auch bei Abaelard nicht zu finden. Das war aber vielleicht zu dieser Zeit auch gar nicht möglich. Oberstes Prin- zip mittelalterlichen Schrift- und Bildschaffens war die "Verall- gemeinerung"⁷. Das Wesen des Menschen verkörperte sich nämlich nicht in auswechselbaren Charaktereigenschaften, sondern in seinem sozialen Rang und in seiner Aufgabe im Dienst der Gesellschaft. Heiligkeit äußerte sich darin, sich selbst aufzugeben und die eigene Individualität in Gott aufzu- lösen. Andernfalls, bei zu großer Originalität und Eigenständig- keit, bestand die Gefahr, als Ketzer angesehen und aus dem christlichen Kosmos ausgestoßen zu werden.

Berufung und Nachfolge im Licht der Ordensregeln

Doch wie verhielt sich dieses Verhältnis von Individualität und Gemeinschaft bei denen, die gewissermaßen von berufswegen jeden eigenen Willen aufgegeben hatten? Gerade für die Ordensleute, für die Mönche und Nonnen, galt doch das Wort Jesu: "Wer mein Jünger sein will, der verleugne sich selbst, nehme täglich sein Kreuz auf sich und folge mir nach." (Lk 9,23) Und es war erst im Frühjahr 1996 Papst Johannes Paul II., der in seinem Schreiben "Vita consecrata" das gottgeweihte Leben nicht ausschließlich vom Verzicht, sondern von der Fülle her definierte und nicht die obige Lukas-Stelle, sondern die Erzählung von der Verklärung Jesu auf dem Berg als Deu- temuster anbot.

Die Ordensregeln sprechen in der Tat eine ambivalente Sprache. Einerseits ist durchgängig von Verzicht und Gehorsam die Rede. Gerade die alten Regeln sind voll von Vorschriften, auf deren exakte Erfüllung es ankommt, ansonsten der Mönch mit (meist körperlichen) Strafen bedroht wird. Doch es bleibt nicht dabei, sondern die Ordensregeln versuchen sich normalerweise auch in einer Motivation dieser Lebensform. Das ist ein Hinweis darauf, daß es den Ordensgründern darauf ankam, auch den häufig ungebildeten Mönchen nicht nur konkrete Lebensanweisungen zu geben, sondern ihnen zu helfen, den geistlichen Sinn dahinter zu entdecken.

In der Basilius-Regel (4. Jahrhundert) wird die Nachfolge Christi vor allem mit dem Freisein für Gott begründet. Die je persönliche menschliche Mitwirkung wird dabei zumindest angesprochen:

“Wer also Gott wahrhaft nachfolgen will, der muß sich von den Banden der leidenschaftlichen Anhänglichkeit an dieses Leben freimachen. Dies geschieht durch gänzliche Lostrennung und Vergessen der alten Gewohnheiten... Haben wir dies getan, so müssen wir vorzüglich darüber wachen, daß unser Herz niemals den Gedanken an Gott verliert oder die Erinnerung an seine Wunder mit eitlen Einbildungen befleckt, wir müssen vielmehr den heiligen Gedanken an Gott beständig und in reinem Andenken wie ein unauslöschliches Siegel in unserer Seele eingepreßt tragen. Denn auf diese Weise gelangen wir zur Liebe Gottes, die uns antreibt, die Gebote des Herrn zu erfüllen, und die zugleich ihrerseits von diesen immerdar und ungestört erhalten wird.”⁸

Bei Augustinus wird die Gleichheit der Mönche betont. Die Gemeinschaft im Kloster soll eine egalisierende Wirkung ausüben, um so besser der jeweiligen Personwürde innewerden zu können:

“Sie sollen auch nicht den Kopf hochtragen, weil sie in die Gesellschaft von Männern kommen, denen sie in der Welt näherzutreten nicht gewagt hatten; ihr Herz soll vielmehr nach oben gerichtet sein und irdische Eitelkeit nicht suchen. Sonst wären am Ende die Klöster bloß den Reichen zum Nutzen, nicht aber den Armen, insofern nämlich die Reichen dort sich verdemütigen, die Armen hingegen dort aufgeblasen würden.

Andererseits sollen aber auch diejenigen, welche in der Welt etwas zu bedeuten schienen, ihre Mitbrüder nicht geringschätzen, die aus armen Verhältnissen in die heilige Gemeinschaft gekommen sind. Sie sollen so gesinnt sein, daß sie sich eher auf ihr Zusammenleben mit armen Mitbrüdern etwas zugute tun als auf die Stellung ihrer reichen Eltern. Auch sollen sie sich nicht überheben, wenn sie der Gemeinschaft einen Teil ihres Vermögens zugeführt haben; sonst könnten sie über ihren Reichtum stolzer werden, weil sie ihn dem Kloster zuwenden, als wenn sie in seinem Genusse in der Welt lebten. Was nützt es denn, sein Vermögen an die Armen hinzugeben und arm zu werden, wenn die unglückliche Seele wegen der Verachtung des Reichtums hochmütiger wird als sie es vorher gewesen in seinem Besitze? Lebt also alle in Eintracht und Liebe beisammen und ehrt in euch gegenseitig Gott, dessen Tempel ihr geworden seid!”⁹

In der Benedikt-Regel (6. Jahrhundert) finden sich individualisierende Elemente vor allem in den Ermahnungen für den Abt. Die "discretio", die Unterscheidung dessen, was jeweils und für einen bestimmten Bruder wichtig ist, gehört zu den Grundzügen der auf Maß bedachten Regel:

"So soll er sein Vorgehen den Verhältnissen anpassen, indem er bald Strenge, bald Milde walten läßt, bald den Ernst des Meisters, bald die liebevolle Güte des Vaters zeigt."¹⁰

Einen noch stärker individuellen Zug finden wir bei Franziskus von Assisi (1181/82-1226). Obwohl seine eigene Lebensgeschichte von der vollkommenen Nachahmung Jesu Christi geprägt ist, sind es doch unverwechselbare, jeder Typik entzogene Begebenheiten, die überliefert sind. Seine Feinfühligkeit und Sensibilität für die Natur, für die Not jedes Menschen, besonders der Ärmsten, sein unkonventionelles Verhalten gegenüber seinem Vater, den kirchlichen Autoritäten, der heiligen Klara und dem Sultan machen ihn zu einer sympathischen und konturenreichen Persönlichkeit. Dieser Geist schlug sich auch in den beiden Regeln nieder. Sie geben Zeugnis von der echt franziskanischen Seel-Sorge, die sich sowohl in der brüderlichen Gemeinschaft untereinander wie gegenüber den ihrer Sorge anvertrauten Menschen äußern sollte. Es ist letztlich diese unverwechselbare Mischung von Selbstaufgabe um der Nachfolge Christi willen und neues Gewinnen von Individualität und Personalität in der originell geführten Lebensform, die Franziskus zu einem der volkstümlichsten Heiligen werden ließ.¹¹

Doch in gewissem Sinn weist Franziskus, wie in der Spätantike Augustinus, bereits über seine Zeit hinaus. Die spätantiken und mittelalterlichen Ordensstifter haben sich zwar bemüht, dem einzelnen in irgendeiner Weise gerecht zu werden. Aber im Vordergrund stand der Verzicht auf Selbstentfaltung, die Strenge der mönchischen Lebensform und die Einordnung in die Mönchsgemeinschaft.

Der Einzelne vor seinem Gott

Erst gegen Ende des 15. Jahrhunderts war ein neuer Individualisierungsschub zu verzeichnen. Die geistigen Hintergründe dafür sind in der Renaissance, der Wiederentdeckung der Antike, und im aufkommenden Humanismus zu suchen. Der einzelne trat nun gegenüber der Allgemeinheit in den Vordergrund. Künstler signierten ihre Bilder mit Namen. Porträts erhielten individuellen Charakter. Um der Übereinstimmung mit der Wirklichkeit willen betrieben Maler wie Albrecht Dürer anatomische Studien und bildeten sich in Selbstporträts ab. Das wirkte sich auch im religiösen Bereich aus.

Der erste neuzeitliche Mensch in diesem Sinn war Martin Luther. Von seelischen Anfechtungen geplagt, war Luther dem Zweifel über seine Erwählung ausgesetzt. Es war ein ganz persönlicher Zweifel: "Wie finde *ich* einen gnädigen Gott?" Luther, hierin seinem Ordensvater Augustinus ganz nahe, lebte in der beständigen Angst vor der Gerechtigkeit Gottes, vor der er nicht zu bestehen können glaubte. Die innere Freude gewann er erst wieder, als er erkannte, es handle sich nicht um eine strafende, sondern um eine befreiende und den Men-

schen rechtfertigende Gerechtigkeit. Der entscheidende Schritt war die Konzentration auf den Einzelmenschen. Nicht die allgemeine Frage nach der Gerechtigkeit Gottes trieb ihn um, sondern die nach seiner eigenen Rechtfertigung. Damit hatte Luther für sich das vollzogen, was in ähnlicher Weise der junge Kaiser Karl V. in seinem persönlichen Bekenntnis zur altgläubigen Lehre auf dem Wormser Reichstag 1521 ihm entgegenhielt.

Zur selben Zeit ging in Spanien ein verwundeter Adelige, Iñigo de Loyola (1491-1556), einen ähnlichen Weg. Geprägt vom Ritterideal, las er auf dem Krankenlager Ritterromane und – aus Mangel an anderweitigem Lesestoff – Heiligenlegenden. Aus der unterschiedlichen innerseelischen Reaktion darauf – nur kurze bzw. länger andauernde Befriedigung und Ruhe – ließ er sich den Weg in die Nachfolge Christi zeigen. In der Einsamkeit von Manresa setzte er sich intensiv mit der Heiligen Schrift und ihrer Anwendung auf das eigene Leben auseinander. Diese “Exerzitien”, deren Grundgedanke die Aufarbeitung der eigenen Biographie im Blick auf eine Wahlentscheidung für Gott ist, wurden zusammen mit dem “Bericht des Pilgers” (Autobiographie) zu den Grundschriften des entstehenden Jesuitenordens.

“Das Interesse des jungen Ordens an der Lebensgeschichte seines Gründers war ... nicht nur biographischer Art. Man suchte vielmehr ein Paradigma. Man hatte ‘Vermächtnis und Weisung’ erbeten. So wird das Leben des Ignatius zum Modell der Vorgehensweise für Menschen, die sich vom Ruf Gottes angesprochen fühlen. Daher läßt sich das Eigentliche, der Geist und die Spiritualität

dieses Mannes nur im Mitvollzug erfassen und erleben. Methodisch hat er das in den Exerzitien und den Konstitutionen niedergelegt. Wer sich ernsthaft darauf einläßt, kommt zum Eigentlichen der Nachfolge Jesu. Ungewiß, tastend und suchend ging Iñigo allerdings auf diesem Weg voran. Dabei fällt etwas Besonderes auf: Er fand sich inmitten einer Gesellschaft voller Widersprüche zwischen Ideal und Wirklichkeit von Gott so angesprochen, daß er zum Außenseiter wurde. Durch seine persönliche Form der Nachfolge Jesu kam er immer wieder in Konfrontation mit der kirchlichen Autorität. Er unterwarf sich ihr zwar jedesmal, gab aber die eigene Überzeugung von seiner Gotteserfahrung nie auf.“¹²

Dieser individuelle Zug des Jesuitenordens mit dem Gegengewicht des Gehorsams machte die Gründung des Ignatius zu einer typisch neuzeitlichen Gemeinschaft. In den Satzungen der Gesellschaft Jesu kommt dieser Grundzug an vielen Stellen zum Ausdruck. Es wird auf die "Verschiedenheit der Person"¹³ hingewiesen, auf die Notwendigkeit der Erprobung in der Lebensform, auf die regelmäßige Gewissenserforschung im Hinblick auf die Unterscheidung der Geister usw. Die Jesuitensatzungen waren die ersten wirklich neuzeitlichen, weil der Individualität des einzelnen Rechnung tragenden Satzungen. Und sie wurden es vor allem durch die reflektierte Glaubenserfahrung des Gründers.

Nur eine untergeordnete Rolle für die Frauen?

Zur Individualität des eigenen Lebens und der eigenen Berufung zu stehen, war jedoch über Jahrhunderte hin nur Männern möglich und erlaubt. Es gehört zu den Schattenseiten der Kirchengeschichte, daß Frauen bis in unsere Tage hinein immer in ihrer Beziehung zu den Männern, immer in untergeordneter Rolle beschrieben wurden und dafür Bibelstellen mißbraucht wurden. Zwei Symbole, die sich im Bereich des Ordenslebens herausgebildet haben, stehen für eine bewußte Entindividualisierung von Frauen, die gleichzeitig in infantiler Unterordnung unter Männer gehalten wurden: die Klausur und das religiöse Kleid.

Die Klausur, wie sie in ihrer ganzen Strenge vor allem in Frauenklöstern angewandt wurde, war ursprünglich als Schutz Einrichtung für einige wenige gefährdete italienische Klöster gedacht gewesen. Doch Papst Bonifaz VIII. hatte daraus ein universell geltendes kirchliches Gesetz gemacht. Im Laufe der Zeit wurden diese Bestimmungen immer mehr verschärft, zum konstitutiven Bestandteil aller Frauenorden gemacht und mit fragwürdigen spirituellen Begründungen (Klausur als "freiwillige Einkerkерung") versehen. Seit dem Konzil von Trient (1563) sah man – es waren nur Männer, die diese Vorschriften erließen – darin das einzig mögliche Modell der Nachfolge Christi für Frauen.

Ähnlich entwickelten sich die religiösen Trachten. In ihrem Ursprung meist eine einfache Kleidung, wie sie von den Frauen der jeweiligen Zeit getragen wurde, erschien sie zunehmend als unmodern, mit komischen Unterscheidungsmerkmalen ge-

genüber anderen Gemeinschaften versehen, ja sie widersprach sogar allen Grundsätzen einer hygienischen Kleidung. Die Ordensfrauen – und ähnlich auch die Ordensmänner – sollten bewußt als geschlechtslose Wesen erscheinen, eines wichtigen Teils ihrer Individualität und Identität beraubt.

Im 16. Jahrhundert gab es mehrere Versuche von Frauen, sich aus dieser männlich bestimmten Umklammerung zu lösen¹⁴, die zu ihrer Zeit alle scheiterten und domestiziert wurden. Angela Merici (1470/75-1540) wollte eine Gemeinschaft von Frauen gründen, die ohne besondere Tracht weiterhin in ihren Familien lebten. In der Regel war ausdrücklich Bezug genommen auf eine individuelle geistliche Lebensweise: "Vor allen Dingen sollen sie den Ratschlägen und Eingebungen gehorsamen, die der Heilige Geist beständig dem Herzen eingibt." Doch nach dem Tod Angelas wurde daraus ein traditioneller monastischer Orden mit einer strengen Klausur gemacht. Mary Ward (1585-1645) wollte sich an das Vorbild der Jesuiten anlehnen und deren Konstitutionen übernehmen. Ihr ruheloses Leben zeugte von einer lebenslangen Suche nach dem richtigen Weg. Dabei war sie bereit, für ihre Überzeugung und ihre angestrebte offene Form einer religiösen Gemeinschaft, die sich von dem Grundgedanken der Sendung für die Kirche leiten ließ, auch großen Schwierigkeiten zu widerstehen und sogar eine Inhaftierung in einem Kloster zu erdulden. Wie sehr diese Widerstände nachwirkten, zeigt sich darin, daß den "Englischen Fräulein" erst 1978 die Übernahme der Jesuitenregel erlaubt wurde. Ähnlich verlief auch der Lebensweg von Alix Le Clerc (1576-1622). "Sie verspürte 'keine Neigung zum Heiraten', zunächst nicht aus religiöser Motivation, sondern mehr aus 'einem Widerwillen gegen die Unterwerfung unter ei-

nen Mann'.“¹⁵ Doch auch sie wurde gezwungen, einen anderen Weg zu gehen. Ihr geistlicher Begleiter und ihre Eltern drängten sie, bei den Klarissen einzutreten, was sie rückblickend deutete als “eine der größten Widerwärtigkeiten, die ich in meinem Leben erduldet habe, da man sagte, es sei der Wille Gottes, und unsere Pläne eine Versuchung”. Doch eine solche selbstbewußte Haltung schien in der frühen Neuzeit nicht akzeptabel. Einordnung, Unterordnung, Verzicht auf ein selbstbestimmtes Leben – das war das Los nicht nur von Klosterfrauen, sondern auch von verheirateten Frauen. Jeder andere Lebensentwurf wurde als “exzentrisch” beargwöhnt und ins gesellschaftliche Abseits gestellt.

Der Individualisierungsschub des 20. Jahrhunderts

Im 19. Jahrhundert ist durch die Formierung eines weithin geschlossenen “katholischen Milieus” noch einmal ein Rückzug hinter die Frontlinien der Modernität und der damit verbundenen Individualisierung versucht worden. Was kirchlicherseits oft als Idealzustand beschrieben wird, war auch eine Ablehnung individueller Lebensgeschichte und bewirkte eine schematische Einordnung in eine “von der Wiege bis zur Bahre” konfessionell geprägte Teilgesellschaft. Diese Milieuverhaftung geht seit Mitte der 50er Jahre ihrem Ende entgegen. Verbunden mit der Auflösung der sozialen Bezüge (Ehe und Familie können als prominenteste Beispiele gelten) ist auch eine Auflösung der durch diese gefestigten religiösen Bindungen. Damit verbunden ist der Verlust an Plausibilität für die religiösen Deutungsmuster der Welt:

“Religiöse Individualisierung bedeutet deshalb immer auch Entzauberung bisher geltender religiöser Welt- und Lebensdeutungen. Sie werden ihrer herkömmlichen Geltung beraubt und stehen nur noch im Modus der Auswahl aus möglichen Orientierungen unter anderen zur Verfügung. ... Der religiöse Individualisierungsschub in der Bundesrepublik hat deshalb in seiner entzaubernden Wirkung am nachhaltigsten jene Gruppen erfaßt, die am stärksten in geschlossene konfessionelle Gruppenmilieus eingebunden waren: Familienfrauen, Jugendliche, traditionell orientierte Arbeiter und zunehmend auch die Landbevölkerung.”¹⁶

Der Verlust an Plausibilität betrifft deshalb auch die Elemente am stärksten, die vorher als die wichtigen Säulen religiöser Sinndeutung galten: das Priesterbild, die Ritualisierung des Alltagsleben und die Sexualmoral. Allgemeingültige “Bilder” werden weitgehend abgelehnt zugunsten des offen vertretenen Anspruchs, sein eigenes Leben führen zu dürfen und diese Autonomie auf alle Lebensbereiche, einschließlich des religiösen, ausdehnen zu können. Franz-Xaver Kaufmann faßt zusammen:

“Im Prozeß religiöser Individualisierung ... mischen sich auf komplexe Weise befreiende Ablösungen aus zwanghaft aufrechterhaltenen Symbolsystemen mit Verlufterfahrungen orientierender Welt- und Selbstdeutungen. Die zugemutete Subjektivierung religiöser Traditionselemente und Autonomisierung religiösen Entscheidens trifft auf homogenisierende Einflüsse massenkultureller Vereinheitlichung des religiösen Sinnhorizonts. Die reli-

giöse Zeitdiagnose bleibt deshalb unübersichtlich und ambivalent. Die entfaltete Moderne macht den Weg frei für dauerreflexive Formen religiösen Erlebens und Handelns als subjektive Rekonstruktionen der christlichen Tradition. Sie erhöht aber auch das Risiko des Scheiterns und setzt fundamentalistisch-regressive Reaktionsmuster auf die radikalisierte religiös-kulturelle Modernisierung frei. Religiöse Individualisierung ist deshalb eng verbunden mit einer Verschärfung der Prozesse religiöser Pluralisierung.“¹⁷

Am Ende des 20. Jahrhunderts bleibt also als vorläufiger Endpunkt festzuhalten: Auch und gerade im Bereich der Religion hat die Individualisierung voll durchgeschlagen. Der seit Jahrtausenden sich vollziehende, immer wieder Pendelbewegungen ausgesetzte Prozeß einer stärkeren Bewußtwerdung des eigenen Selbst wird heute jedoch mehr als früher als Konkurrenz empfunden zu gesellschaftlichen, und damit auch religiösen, Normierungen aller Art. Ein Rückzug in ein auf Vorschriften aufgebautes Christentum scheint – Gott sei Dank! – nicht mehr möglich. Um so dringender ist es, die Erfahrungen von Menschen aufzugreifen und neu ins Spiel zu bringen, die zu ihrer Zeit unter den Bedingungen einer kommunitär ausgerichteten Gesellschaftsform ihre Individualität auch im Religiösen gefunden haben. Es gilt, die biblischen Erfahrungen neu zu reflektieren, vor allem die auf eine persönliche Entscheidung hинzielende Botschaft Jesu. Es gilt, den biographischen Weg eines Augustinus und eines Ignatius hin zu einer persönlichen Ergriffenheit von Gott, die die eigene Individualität nicht mindert, sondern auf eine neue Ebene erhebt, zu gehen. Es gilt, den je persönlichen Weg der Nachfolge Jesu und den “Na-

men“, mit dem Gott jeden Menschen unverwechselbar anspricht, zu suchen und darin die Sicherheit zu erlangen, die Menschen früherer Zeiten in hohen Klostermauern und detaillierten Verhaltensvorschriften zu finden glaubten. Dann ist der Prozeß der Individualisierung keine Bedrohung für Glaube und Religion, sondern die Chance, die Gott für heute und in Zukunft gibt.

- 1 Vgl. GURJEWITSCH, Individuum, 9.
- 2 Die Strafe Gottes für die Volkszählung, die David anordnen ließ, war eine dreitägige Pest in Jerusalem. Das Volk mußte unter der Sünde des Königs leiden. Vgl. 2 Sam 24.
- 3 ANGENENDT, Heilige und Reliquien, 138.
- 4 GURJEWITSCH, Individuum, 118 f.
- 5 GURJEWITSCH, Individuum, 119.
- 6 GURJEWITSCH, Individuum, 142 f.
- 7 Vgl. GURJEWITSCH, Individuum, 244.
- 8 Zit. nach: BALTHASAR, Ordensregeln, 73.
- 9 Zit. nach: BALTHASAR, Ordensregeln, 161 f.
- 10 Zit. nach: BALTHASAR, Ordensregeln, 194.
- 11 Ähnliches gilt auch für den ersten Lehrer der Theologie im Franziskanerorden, den hl. Antonius von Padua.
- 12 GARCÍA-MATEO, Sozio-kulturelle Umwelt, 40 f.
- 13 Vgl. BALTHASAR, Ordensregeln, 364.
- 14 Vgl. zum Folgenden: HALLENSLEBEN, Sendung, 128-135.
- 15 HALLENSLEBEN, Sendung, 133.
- 16 KAUFMANN, Tradition und Postmoderne, 143.
- 17 KAUFMANN, Tradition und Postmoderne, 145 f.

Literatur:

ANGENENDT, Arnold , Heilige und Reliquien. Die Geschichte ihres Kultes vom frühen Christentum bis zur Gegenwart, München 1994

BALTHASAR, Hans Urs von, Die großen Ordensregeln, Einsiedeln-Zürich-Köln ²1961

GURJEWITSCH, Aaron J. , Das Individuum im europäischen Mittelalter, München 1994

GABRIEL, Karl, Christentum zwischen Tradition und Postmoderne (Quaestiones disputatae 141) , Freiburg 1992

GARCÍA-MATEO, Rogelio, Ignatius von Loyola in seiner sozio-kulturellen Umwelt: Spanien 1491-1527, in: SIEVERNICH, Michael / SWITEK, Günter (Hrsg.), Ignatianisch. Eigenart und Methode der Gesellschaft Jesu, Freiburg 1990, 19-41

HALLENSLEBEN, Barbara, Theologie der Sendung. Die Ursprünge bei Ignatius von Loyola und Mary Ward (Frankfurter Theologische Studien, 46), Frankfurt 1994